



Benjamin
Stein

Die Leinwand

*Amnon
Zichroni**

** Ich glaubte lange Zeit, ich hätte so etwas wie einen sechsten Sinn. Nicht, daß ich tote Menschen sah oder etwas Vergleichbares, das man für übernatürlich hätte halten können. Es war eher das Gegenteil der Fall. Ich glaubte, ein Gespür zu haben für das wirklich –*

Zwei Hauptwege und verschlungene Nebenpfade führen durch diesen Roman. Hinter jedem Cover befindet sich je ein möglicher Ausgangspunkt für das Geschehen. Es ist Ihnen überlassen, wo Sie zu lesen beginnen.

Roman C.H.Beck

Benjamin
Stein

Die Leinwand

Roman C.H.Beck

Zwei Hauptwege und verschlungene Nebenpfade führen durch diesen Roman. Hinter jedem Umschlag befindet sich je ein möglicher Ausgangspunkt für das Geschehen. Es ist Ihnen oder auch dem Zufall überlassen, wo Sie zu lesen beginnen. Sie können der Erzählung bis zur Mitte des Buches folgen, es dann wenden und am anderen Ausgangspunkt weiterlesen. Um einem der Nebenpfade zu folgen, wenden Sie einfach nach jedem Kapitel das Buch und lesen Sie im anderen Strang weiter, wo Sie zuvor unterbrochen haben. Sie können sich jedoch auch Ihren ganz eigenen Weg suchen.

Amnon Zichroni

*Wir wissen ja nicht, was wahr ist,
sagst du. Wir können nur sagen,
was zählt.*

1

Ich glaubte lange Zeit, ich hätte so etwas wie einen sechsten Sinn. Nicht, dass ich tote Menschen sah oder etwas Vergleichbares, das man für übernatürlich hätte halten können. Es war eher das Gegenteil der Fall. Ich meinte, ein Gespür zu haben für das wirklich Vitale in Menschen, ein Gespür dafür, was sie antrieb oder hinderte, etwas zu tun, für jenen Kern in ihnen, den sie selbst in einem offenen Moment vielleicht als ihr Ich bezeichnet hätten.

Was einen Menschen ausmacht, steht ihm nicht ins Gesicht geschrieben. Es lässt sich nicht dem Klang seiner Stimme ablauschen. Man kann es nicht riechen und schmeckt es nicht einmal aus dem Tropfen Schweiß auf der Schläfe im Augenblick der Angst. Wollte man sich auf Berührungen verlassen, wäre man ganz verloren, denn Tastender und Berührter vermischen sich in der Berührung, und man kann nie sagen, ob man nicht mehr von sich selbst wahrnimmt in einem solchen Moment als von dem Menschen, den man zu erkennen hofft. Auch eine Mischung aus alledem ist es nicht.

Nein, das, wovon ich hier spreche, ist mit den uns für gewöhnlich verfügbaren Sinnen nicht zu fassen. Es ist die Melange aus allen Berührungen, Gerüchen, Klängen, Bildern und Geschmäckern, denen unsere Sinne im Laufe der Zeit begegnet sind und die nicht vergessen wurden. Unsere Erinnerungen sind es, die uns zu dem machen, was wir sind. Unser Gedächtnis ist der wahre Sitz unseres Ich.

Erinnerung aber ist unbeständig, stets bereit, sich zu wandeln. Mit jedem Erinnern formen wir um, filtern, trennen

und verbinden, fügen hinzu, sparen aus und ersetzen so im Laufe der Zeit das Ursprüngliche nach und nach durch die Erinnerung an die Erinnerung. Wer wollte da noch sagen, was einmal wirklich geschehen ist?

Vergessen, sagt mancher meiner Kollegen leicht dahin, sei der Schorf der Psyche. Wie aber unter Schorf neue Haut wächst, um die Heilung zu vollenden, entsteht auch unterm Vergessen etwas Neues. Ich habe es wieder und wieder an meinen Klienten beobachten können. Denn was jenen sechsten Sinn angeht, auf dem mein Erfolg als Psychoanalytiker beruhte und auf den ich mich immer verlassen konnte: Es war – ein Erinnerungssinn.

Ich roch, schmeckte, fühlte, hörte und sah Erinnerungen anderer Menschen; und ich bin unsicher, ob ich es eine Gabe nennen soll. Täte ich es, müsste ich fragen, wer der Gebende war. Dort, wo ich herkomme, gibt es auf eine solche Frage nur eine Antwort: *Ha-Kadosch baruch-hu* – der Heilige, gelobt sei er – oder aber Satan, der ewige Versucher, und es hätte einzig an mir gelegen, den Beweis der tatsächlichen Herkunft dieses Geschenks anzutreten. Denn jeder Gabe, so hätte man mir gesagt, wohne ein Anflug des Guten wie auch des Bösen inne, und es läge letztendlich in der Hand des Beschenkten, das Geschenk zu einem Segen oder einem Fluch zu machen.

Ich war fünfzehn, als eine Flut aus Bildern, Tönen, Gerüchen und Gefühlen in mich einströmte wie ein rot glühendes Metall, das jede Spur Kindlichkeit und jeden Rest Kindheit aus mir ausbrennen sollte. Ich saß mit gesenktem Kopf vor meinem Vater, in Erwartung der Verkündigung einer Strafe,

von der ich annehmen musste, dass sie mein Leben gewaltsam und unwiderruflich verändern würde.

Ich muss, glaube ich, ein wenig ausholen, um die Natur dieses Augenblicks, in dem sich womöglich mein Leben entschieden hat, verständlich zu machen und einen Eindruck zu vermitteln von der Art der Strafe, auf die ich an jenem Tag gefasst war. Wenn ich gewaltsam sage, meine ich damit keine körperliche Züchtigung. Es war eher die Gewalttätigkeit des Herzens, das, aus dem unbedingten Gefühl heraus, das einzig Richtige zu tun, jede widerstreitende Regung in sich selbst erdrückt.

Geboren wurde ich in Meah Shearim, Yerushalayim. Ich war der erste Sohn nach drei Töchtern und ganze fünfeneinhalb Jahre jünger als meine älteste Schwester. Das war in unserer Nachbarschaft nicht ungewöhnlich. Einzig das Alter meiner Eltern hätte als auffällig gelten können, denn sie waren bereits ein gutes Stück über dreißig. Dafür konnte es an einem Ort wie diesem nur drei Erklärungen geben. Entweder waren sie Sitzengebliebene, weil irgendetwas in den jeweiligen Familien nicht ganz kosher gewesen war: ein unheilvolles Walten des Bösen Blicks beispielsweise, Synonym für lebensbedrohliche Melancholie, oder aber unbezähmbare Teives, die, Gott behüte, ein Mitglied der Familie vom einzig wahren Weg der Torah abgebracht hatten. Als zweite Möglichkeit kam in Betracht, dass es nicht ihre erste Ehe war. Und die dritte mögliche Erklärung, nämlich dass ihre jüdischen Wurzeln nicht bis unmittelbar an den Fuß des Berges Sinai zurückreichten, hätte einen kaum geringeren Makel bedeutet.

In einer Gesellschaft strengster Normen genügt ein mini-

males Abweichen vom Erwarteten, um beargwöhnt zu werden. Und vielleicht lag es daran, dass ich oft das Gefühl hatte, meine Eltern würden immer ein wenig mehr tun, als nötig schien, immer ein wenig bereitwilliger als andere der streng vorgezeichneten Linie der Erwartungen folgen – um, wenn schon nicht anerkannt, so doch zumindest akzeptiert zu sein.

Die Wohnung meiner Eltern war klein. Es gab drei Zimmer. Im einen waren die Mädchen untergebracht. Das zweite gehörte meinen Eltern und war abgeschlossen. Im dritten, dem größten, gab es nur Platz für einen Geschirrschrank, ein Regal mit der Raschi- und der Gemara-Ausgabe, einen ausklappbaren Esstisch und gerade genügend Stühle für jedes Familienmitglied und ein, zwei Gäste. Hier spielte sich das Familienleben ab, denn die Küchen – es gab sogar zwei, fleischig und milchig, rechts und links vom Gang – waren so winzig, dass gerade ein Spülbecken, ein Herd und eine schmale Arbeitsplatte darin Platz fanden.

Meine Geburt war ein willkommener Anlass, eine neue Wohnung zu suchen. Ich konnte unmöglich das Zimmer mit meinen Schwestern teilen; und das Zimmer meiner Eltern war tabu. Es blieb verschlossen. Selbst wenn sie mein Bett dort hätten aufstellen wollen, hätte diese Lösung nur von kurzer Dauer sein dürfen, denn länger als ein, vielleicht zwei Jahre ließ man kein Kind bei den Eltern schlafen.

Die neue Wohnung lag nur wenige Straßen von der alten entfernt. Für den Umzug liehen sich meine Eltern Leiterwagen. Zwei Jungen von nebenan halfen beim Tragen. Und das, obwohl die Nachbarn unverhohlen missbilligten, dass wir nicht im Viertel blieben. Das neue Haus nämlich, wenn auch

nur wenig mehr als zweihundert Meter entfernt, gehörte bereits zu einer anderen Welt.

Wir zogen in die Rechov Malchei Yisrael, nach Geula, was so viel wie Erlösung bedeutet. Dabei überquerten wir nicht nur eine Sprachgrenze – man sprach dort nicht Jiddisch, sondern Iwrit – wir machten auch eine Zeitreise von etwa einhundert Jahren und luden unseren Hausrat in einem anderen Kontinent der jüdischen Welt ab. In Geula sah man nicht nur Schwarzhüte. Und dass mein Vater ein Geschäft eröffnete und nun statt von morgens bis abends nur noch ein oder zwei Stunden am Abend über den heiligen Büchern saß, war hier kein Grund, eine Freundschaft zu kündigen.

Ich weiß seit jenem Augenblick damals, der meiner Strafverkündigung vorausging, dass nicht nur mein Leben durch diesen Umzug gerettet wurde, sondern auch das meiner Eltern. Sie müssen sich, die wenigen Hundert Meter weiter abseits vom Zentrum der Heiligkeit, unendlich wohler gefühlt haben, viel weniger unter Druck, sich beweisen und also, wie ich seither weiß, verstellen zu müssen.

Davon hatte ich aber über Jahre nicht den Hauch einer Ahnung. Mein Vater legte den Kaftan nicht etwa ab. Und selbstverständlich schickte er mich ins Cheder in unserer früheren Nachbarschaft, wo ich lesen und die Arten und Abfolgen der Opfer im alten Tempel lernte. Nicht weniger selbstverständlich, denn ich lernte gut und fiel nicht auf, kam auch keine andere Jeschiwa in Frage als die direkt neben eben jenem Cheder. Und sicher war es nie anders vorgesehen, als dass ich mit neunzehn oder zwanzig, verheiratet und frischer Vater, im gleichen Kolliel lernen würde wie mein Vater an den Abenden, nachdem er das Geschäft geschlossen hatte.

Alles ganz so, wie es sich gehörte und als hätte sich nichts verändert, abgesehen davon, dass der Ewige für meine Familie keine passende Wohnung in Meah Shearim hatte finden wollen und uns daher in die Fremde von Geula geschickt hatte – als Prüfung vielleicht, wer konnte das schon wissen?

Leichter ließ sich die Frage klären, was sich hinter der stets verschlossenen Tür zum Elternzimmer verbarg. Die Antwort wurde mir vor die Füße gelegt, und zwar im Wortsinne, nämlich in Gestalt eines der beiden Schlüssel, die meine Eltern für gewöhnlich immer bei sich trugen.

Ich wusste zunächst nicht, wessen Schlüssel es war, den ich eines Tages direkt vor der geheimnisvollen Tür auf dem Boden fand. Dabei hätte ich es zu gern gewusst, denn ich konnte nicht glauben, dass er nach so langen Jahren aus Nachlässigkeit in meine Hände gefallen sein sollte. Als ich schließlich, nach nur kurzem Zögern, die Tür geöffnet und das verbotene Zimmer betreten hatte, mochte ich noch weniger daran glauben. Nach wenigen Sekunden, hastigen Blicken und ohne etwas im Raum verändert, ja nur berührt zu haben, entdeckte ich, worin das Geheimnis bestand.

Es war Dezember. Der Himmel schwebte, kühl und klar, über den Toren des Viertels, und das Sonnenlicht schwamm durch die Fenster, die zur Straße hinausgingen, in den kleinen Raum. Es beleuchtete das Verborgene, es führte mich direkt dorthin. Es leckte über die Wände, den Schrank, das Bett und führte meinen Blick zu einem schmalen, raumhohen Regal voller Bücher – goyischer Bücher, verbotener Bücher.

Das Regal war ein Traumregal, angefüllt mit Wissen, das ich ersehnt hatte, Wissen, das den Kosmos der engen Straßen

und Gassen unseres Viertels sprengte und mich über die strikten Grenzen, innerhalb denen ich lebte, hinaustragen konnte. In den Bücherreihen vor mir fanden sich Bände von Autoren, von denen mein Vater mir wenige Tage zuvor erst erzählt hatte, als hätte es ihn gedrängt, mich auf die Fährte zu setzen, mich anzustacheln, das Geheimnis zu lüften und diese Bücher zu öffnen wie eine Tür zu einem bislang verbotenen und sorgsam verschlossenen Raum, der lange anderen vorbehalten gewesen war.

Gefallen waren die Namen – Freud, Jung, Poe und Wilde – in einem Gespräch über den Talmud-Traktat, den ich gerade in der Jeschiwa lernte: *Brachot*. Ich hatte ihn fast beendet, und nach vielen großen Folioseiten voller trickreicher Gesetzesherleitungen war ich auf eine der geliebten, weil spannenden aggadischen Passagen gestoßen: keine Gesetze, keine Berechnungen – sondern Geschichten, und zwar über Träume, ihre Deutung und Bedeutung, zwei Dinge, die, wie ich aus der Gemara lernte, zwei durchaus unterschiedliche Dinge sind.

Der Satz, der eben jene Passage einleitete, hatte mir Schwierigkeiten bereitet: Ein ungedeuteter Traum, stand dort, ist wie ein ungelesener Brief. Und weiter hieß es: Alle Träume folgen dem Mund. Ganz gleich, lehrten die Weisen, was wir sähen in einem Traum, Bedeutung würde es nur durch die Deutung erlangen. Einmal ausgesprochen aber hätte die Deutung Bestand und würde sich erfüllen.

Warum dann, hatte ich meinen Vater gefragt, sollte man den Brief überhaupt öffnen? Und wenn schon, warum sollte man ihn von jemand anderem öffnen lassen, wenn doch die

Deutung unser Leben in eine verhängnisvolle Richtung lenken konnte, in die es sich nicht wenden würde, hätten wir nicht geträumt oder doch zumindest den Traum nicht gedeutet?

Auch konnte ich nicht verstehen, dass ein Traum von sich aus wertfrei sein und doch, dem Mund des Deuters folgend, die Kraft haben sollte, unser Leben zu ändern, Glück oder Unglück über uns zu bringen, ganz so, als hätte Gott die Würfel geworfen, ohne sich im Geringsten dafür zu interessieren, wie sie fallen würden. Und wenn schließlich all dies tatsächlich so wäre, hatte ich gefragt, sollte man dann überhaupt träumen?

Aber ja, meinte mein Vater. Träume, darauf bestand er, hätten unbedingt die Macht, unser Leben zu verändern. Beweise dafür gebe es zuhauf und auch guten Grund, die Deutung unserer Träume anderen anzuvertrauen. Wir selbst könnten in ihnen nur sehen, was unser Ich zu sehen bereit ist. Und manche Seelen seien leider so beschaffen, dass sie Katastrophen entdecken in jedem Zeichen wie Tintenstrudel im klarsten Wasser. Und andere wiederum würden den Schatten eines gigantischen Felsens selbst dann noch nicht wahrnehmen, wenn er bereits über ihnen schwebt und alles um sie herum schon ins Dunkel taucht.

Was für Beweise, fragte ich weiter, sollten das sein? Ich verlangte nach greifbareren Beispielen als jenen im Talmud, die mir zu gestrig erschienen, um sie für verlässlich halten zu können. Und mein Vater erzählte von Poes «*Grube und Pendel*» und verband die Geschichte mit den Heilungen der Psychotischen in der Schlangengrube, mit dem Wolfsmenschen und Oscar Wildes «*Bildnis des Dorian Gray*», einem Roman, in

dem der Dolchstoß ins Herz eines Bildnisses den Menschen tötet, den das Bild zeigt.

Ich hatte keinen Schimmer, woher mein Vater all dies wusste. Poe und Wilde kamen weder in der Torah noch im Midrasch vor, und von Dichtung war in der Jeschiwa höchstens die Rede, wenn es sich um Hymnen an die Cheruben und Seraphen handelte, die den Thron des Ewigen umschweben.

Ich lauschte meinem Vater. Wie wichtig es sei zu träumen, hatte er schließlich mit gehobenen Brauen gesagt, das wüssten wir schon von Jesaja. Denn nichts anderes, so der Prophet, bedeute das Wort Traum als: Mögest du mich stärken.

Mögest du mich stärken... Das sagte ich mir nun flüsternd vor. Da ich vor einem Regal voller Träume stand und nur die Hand auszustrecken brauchte, um mich stärken zu lassen, wollte ich keine Sekunde warten. Mein Blick hetzte über die Buchrücken. Mit angehaltenem Atem streckte ich die Hand aus und griff nach einem schmalen Band, von dem ich anahm, ihn leicht verstecken zu können.

Die Umschlagvignette zeigte einen jungen Dandy. Er saß in einem Ledersessel vor einer Staffelei und rauchte. Die Zigarette steckte in einer langen silbernen Spitze und wirkte zwischen seinen Fingern wie ein keck gehaltener Pinsel. Doch er malte nicht. Er betrachtete vielmehr ein leichtes schwarzes Tuch, mit dem das Gemälde auf der Staffelei verhüllt war, so dass es der Phantasie des Betrachters überlassen blieb, Vermutungen darüber anzustellen, was auf der Leinwand dahinter dargestellt sein mochte.

Dieses Buch, dachte ich, war für mich bestimmt. Ich hatte

das unbedingte Gefühl, richtig gewählt zu haben. «*Das Bildnis des Dorian Gray*» würde ich also stehlen und konnte dabei nur hoffen, dass auch meine Verfehlung nur auf einer sorgsam verhüllten Leinwand als purpurner Schimmer sichtbar werden würde statt auf meinem Gesicht, so dass niemand mir mein Verbrechen ansah.

Ich ließ das Buch unter meinem Hemd verschwinden, vergewisserte mich, sonst nichts berührt oder verändert zu haben, und ich verließ das Zimmer, ohne noch einmal zurückzuschauen. Ich schloss so leise wie nur eben möglich die Tür, drehte den Schlüssel, zog ihn ab und legte ihn wieder an jener Stelle ab, eine Handbreit von der Schwelle entfernt, an der ich ihn zuvor gefunden hatte.

Ich versteckte das Buch in meinem Bett. Den Rest des Tages lief ich mit kalten Händen und rasendem Herzen umher. Ab und an ging ich wie zufällig an der Tür des Elternzimmers vorbei und vergewisserte mich, ob der Schlüssel noch am Boden lag. Irgendwann am Abend, als alle wieder zu Hause waren und ich noch einmal nach ihm Ausschau hielt, war er verschwunden. Niemand erwähnte ihn, weder dass er verloren gegangen war, noch dass man ihn wiedergefunden hatte. Wäre da nicht die Traumbestecke gewesen, die unter meiner Matratze lag, ich hätte nicht mit Sicherheit sagen können, ob der Schlüssel je vor der Schwelle gelegen und ich das Zimmer wirklich betreten hatte. Das alles hätte auch Teil eines Traumes gewesen sein können, in den ich gesunken war, während ich über die Worte meines Vaters nachdachte, der Träume für Medizin hielt.

Die ersten Seiten des Buches las ich nachts auf dem Klo. Doch selbst nachts hatte ich Angst, dass es auffallen könnte,

wenn ich länger dort blieb. Auch im Bett zu lesen, wagte ich nicht, denn heilige Bücher durfte man im Bett nicht lesen. Würde jemand in mein Zimmer kommen und mich lesend im Bett finden, müsste ich mich sofort erklären. Dass ich schließlich nachts am Schreibtisch noch über dem Talmud brütete, würde man vielleicht glauben, sich aber doch Sorgen machen, was mir den Schlaf raubte. Das konnte leicht in ein kleines Verhör münden, in dessen Verlauf ich mich womöglich verriet.

Nein, zu Hause konnte ich das Buch nicht lesen. Aber ich hielt die Spannung nicht aus. Gerade genug hatte ich lesen können, um den Maler Basil Hallward und Lord Henry Wotton flüchtig kennenzulernen und einen kurzen Blick auf das soeben fertiggestellte Bildnis des Dorian Gray zu werfen – ein unschuldiges Bild, das noch nicht im Geringsten vermuten ließ, wozu es sich entwickeln würde. Dem Gespräch zwischen Harry und Basil hatte ich schon nicht mehr folgen können, als ich die Seiten auf dem Klo überflog. Ich musste noch einmal beginnen und lesen, lesen, möglichst bald.

Dass der böse Trieb wahnsinnig macht, hatte ich den Rabbiner oft genug sagen hören. Er niste sich ein in uns, flüstere uns Argumente zu, wickle uns und unseren Verstand um den Finger, um schließlich ganz unseren Geist zu vernebeln und von uns Besitz zu ergreifen. So würden wir beginnen, das Böse zu tun und dabei noch fest davon überzeugt sein, es sei gar nicht falsch. So geschickt sei der Verhinderer und Versucher. Und gerade deswegen gelte es, wachsam zu sein und ihm zu widerstehen, wo immer er auch seine Flüsterstimme erhebe, um uns schwach zu machen.

Ich könnte heute nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, wann und was er mir ins Ohr geflüstert hatte. Doch ich weiß, dass ich nicht widerstand. Aus Neugier lauschte ich jedem Wort und folgte bereitwillig jeder Argumentation, die er mir ins Ohr träufelte. Allerdings erinnere ich mich an den Augenblick seines ersten wirklichen Sieges, jenen Augenblick nämlich, als ich den Schlüssel im Schloss des verbotenen Zimmers drehte, um die Tür zu öffnen. Und ich erinnere mich auch an den Triumph des Versuchers, als ich das Buch aus dem Regal nahm und unters Hemd steckte. Da muss er gelacht haben. Wie schnell es jedoch bergab gehen würde mit meiner Urteilkraft, davon hatte ich keine Vorstellung.

Schon am nächsten Morgen hielt ich es nicht mehr aus. Ich holte das Buch unter der Matratze hervor und nahm es mit in die Jeschiwa. Dort angekommen, versteckte ich es unter meinem Talmud-Band und wartete sehnsüchtig darauf, dass der Rabbiner nach seiner morgendlichen Drosche den Raum verlassen würde, um uns dem Auswendiglernen des Tagesabschnitts zu überlassen.

Als er schließlich gegangen war, zog ich das *«Bildnis des Dorian Gray»* unter dem Folianten hervor. Ich stellte meine Gemara, aufgeschlagen auf der richtigen Seite, auf meinen Buchständer. Das gestohlene Buch stellte ich davor. Und ich glaubte allen Ernstes, dass niemand merken würde, dass ich heute nicht lernte, jedenfalls nicht Gottes Wege, sondern die der Dichtung.

In der tiefen Ruhe des Studiersaales und der trügerischen Sicherheit, in der ich mich wähnte, kam ich schnell voran. Ich las mit fliegenden Augen. Zeile für Zeile, Seite für Seite sog ich den Text in mich hinein. Ab und an schloss ich die

Augen, um mir eine Szene, die Wilde beschrieb, ganz plastisch vorzustellen. Und es gelang mir.

Einen Augenblick lang meinte ich sogar, nicht mehr in Yerushalayim zu sein, sondern in Basil Hallwards Atelier oder in Dorian Grays Salon. Und ich glaubte, das Bildnis nicht nur unmittelbar vor mir zu sehen, sondern es sogar berühren zu können. Ich betastete den ersten kleinen scharlachroten Flecken, der auf dem Bild aufgetaucht war; und ich war mir nicht sicher, ob die sichtbar und fühlbar gewordene Verfehlung wirklich die des Dorian Gray und nicht vielleicht doch meine eigene war.

Ich hatte die Augen geschlossen. Ich war im Traum angekommen. Er fühlte sich warm an, echt und elektrisierend. Ich war hinübergegangen in eine andere Welt.

Der Rabbiner aber träumte nicht. Als ich plötzlich seine schwere Hand auf meiner Schulter fühlte, öffnete ich die Augen. Doch ich sah ihn nicht an. Ich rührte mich nicht. Noch bestand eine kleine Chance, dass er nicht bemerkt hatte, was mit mir geschehen war. Es kann schließlich vorkommen, dass man kurz einnickt über den Büchern. Er nahm das Buch, schlug es zu und warf einen flüchtigen Blick auf das rückwärtige Cover, auf dem der Titel hätte stehen müssen, wenn es sich um ein hebräisches Buch gehandelt hätte. Das tat er, glaube ich, ganz automatisch, denn dies war die Seite, von der er vermutlich alle Bücher aufgeschlagen hatte, die ihm je lesenswert erschienen waren. Doch auf dieser Seite fanden sich nur die Handelsnummer und der Name des Verlages – *Penguin Books* – sonst nichts. Er hielt inne, und ich fühlte förmlich, wie Verachtung in ihm aufstieg.

Du, sagte er, und zwar sehr, sehr leise und beugte sich

dabei zu mir herab: Du wirst jetzt deine Sachen packen und nach Hause gehen. Und dann schickst du deinen Vater her. Er kann das Buch beim Rosch Jeschiwa abholen.

Du ..., und er flüsterte es ganz genau so wie das erste Du und zögerte für einen Moment: ... bist hier scheinbar am falschen Platz.

Was ist geschehen?, fragte mein Vater, als ich ihm pflichtgemäß berichtete, dass ich nach Hause geschickt worden war und er zum Rosch Jeschiwa kommen sollte.

Ich habe geträumt, antwortete ich, was ja nicht wirklich gelogen war. Mein Vater nahm die Brille ab und sah mir in die Augen.

Das ist alles?, fragte er.

Ja, das ist alles, log ich und fügte so dem Maß meiner Verfehlung noch eine gehörige Portion hinzu. Ich hatte keine Vorstellung von der Art der Strafe, die mich erwartete. Aber ich musste vermuten, dass es eine Strafe biblischen Ausmaßes sein würde. Schließlich hatte ich nicht nur auf mich selbst Schande geladen, sondern auch das Ansehen meiner Eltern beschädigt. Was war von Eltern zu halten, die ihre Kinder nicht vom weltlichen Schmutz englischsprachiger Romane fernhalten konnten? Was war von einer häuslichen Erziehung zu halten, die nicht in der Lage war, zu verhindern, dass ich solche Bücher auch noch in die Jeschiwa brachte und meine Mitschüler fahrlässig dem gleichen zerstörerischen Einfluss aussetzte?

Einige Stunden, vielleicht sogar bis zum nächsten Tag, würde ich, wenn auch in Angst, mein bisheriges Leben fortsetzen können, weil mein Verbrechen noch nicht öffentlich

bekannt gemacht worden war. Ein schwarzes Tuch verhüllte noch das Gemälde mit dem Abbild meiner bereits von Träumen und den Einflüsterungen des Versuchers verunreinigten Seele. Nur eine kleine Weile noch würde ich ein normaler Fünfzehnjähriger in einer Haredi-Familie in Geula sein ...

Die Galgenfrist dauerte nur zweieinhalb Stunden. Mein Vater hatte nicht gezögert und sich gleich auf den Weg zum Büro des Rosch Jeschiwa gemacht. Was genau dort gesprochen wurde, habe ich nie erfahren.

Ich wartete in meinem Zimmer. Mit angezogenen Beinen saß ich auf meinem Bett und starrte durch die offene Zimmertür auf den verwaisten Tisch im Wohnzimmer, die Kunststofftischdecke für Wochentage mit dem rotvioletten Malvenmuster und die Silberschüssel, die mitten auf dem Tisch stand und mit grünen Äpfeln gefüllt war. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie der Rosch Jeschiwa meinen Vater empfangen, wie er das Gespräch eröffnen und wie das Gesicht meines Vaters sich verändern würde, wenn jener das Buch langsam über den großen Schreibtisch zu meinem Vater schieben und der es erkennen würde – jenen Traum in Gestalt bedruckter Seiten, den ich, sein Sohn, aus der geheimen Schatzkammer entwendet hatte.

Als er schließlich zurückkehrte, konnte ich ihn zunächst nur hören. Er legte seinen Hut auf dem Schränkchen neben der Tür ab, zog den Kaftan aus und hängte ihn sorgsam auf einen Bügel. Seine Bewegungen kamen mir vom Zuhören allein irgendwie verlangsamt vor. Vielleicht, dachte ich, wollte auch er die Zeit anhalten oder doch zumindest dehnen, ihre Falten glatt streichen, um mir nicht gleich begegnen und mit mir sprechen zu müssen. Tatsächlich kam er nicht zu mir

ins Zimmer. Durch die offene Tür sah ich, wie er sich im Wohnzimmer auf seinen Stuhl am Esstisch setzte. Er stützte die Ellenbogen auf und vergrub den Kopf in den Händen.

Ich glaube nicht, dass er weinte. Aber er wälzte wohl in Gedanken die möglichen Ausgänge dieser Geschichte, die ich mir, ihm und der ganzen Familie beschert hatte. Und ich bin sicher, dass er dabei sehr genau wusste, dass ich auf meinem Bett saß und ihn beobachtete.

Vielleicht, dachte ich, war dies schon Teil der Strafe: mich seine Ratlosigkeit sehen und das Schweigen aushalten zu lassen. Da war nun nichts als inmitten der Stille wie ein kleiner Planet im unendlichen All der in die Hände gestützte Kopf meines Vaters, in dem wohl Tausende Gedanken einander jagten, in dem es flüsterte, vielleicht auch schrie, in dem Strafen und Liebesbeweise erwogen und verworfen wurden und Vorwürfe und Beschwichtigungen miteinander um die Vorherrschaft kämpften.

Ich hielt es nicht aus. Ich stand auf von meinem Bett, ging sehr langsam durch die Tür auf ihn zu und setzte mich zu ihm an den Tisch. Zwei Minuten, vielleicht drei, saß ich stumm neben ihm, Schweigen gegen Schweigen, als wäre zwischen uns die Zeit gefroren und stünde nun still. Einer von uns, dachte ich, musste sich rühren, sich zu einer Bewegung entschließen, einem Wort, und die Stille durchbrechen. Und je eher dies geschah, desto besser.

Mein Vater aber rührte sich nicht. Er schien kaum zu atmen. Vielleicht war er gar nicht mehr hier, sondern hatte sich auf eine Reise begeben, fort von mir, fort aus diesem Zimmer, der Nachbarschaft, unserem Viertel, ja womöglich ganz fort aus der Stadt. Ich wollte, dass er zurückkehrte und

mit mir sprach, ganz gleich, wie furchtbar und unabänderlich sein mochte, was er mir dann sagen müsste.

Ich könnte den Namen des Ewigen aussprechen, dachte ich. Es wäre womöglich ein gutes Omen und würde ihn aufwecken. Es könnte ihn, da er antworten müsste, zurückholen aus seiner Abwesenheit. Und so streckte ich die Hand aus nach der silbernen Schüssel in der Mitte des Tisches. Ich nahm einen Apfel und flüsterte: Gelobt seist Du, Herr unser Gott, König der Welt, der die Frucht des Baumes erschaffen hat.

Es wirkte. Mein Vater antwortete.

Amen. Er sagte es leise, als wäre es nur der zaghafte Versuch einer Antwort. Und als ich laut in den Apfel biss, hob er den Kopf, öffnete die Augen und sah mich an.

Ich habe mich später wieder und wieder gefragt, was den Sturm an Bildern, Tönen und Gefühlen ausgelöst haben mag, der nun folgte. War es der Name des Ewigen gewesen? War es das durchdringende Geräusch des sich spaltenden Apfels zwischen meinen Zähnen, das die Stille durchbrach, die kurz zuvor noch unüberwindlich wie eine Wand zwischen mir und meinem Vater gestanden hatte? Oder hatte die unerträgliche Spannung, in der ich seit Stunden ausgeharrt hatte und die sich nun mit dem Biss in den Apfel ganz plötzlich löste, mich auf diesen Augenblick vorbereitet, in dem ich auf eine mir bislang völlig unbekannt, durch und durch neue Art zu sehen, schmecken, riechen, hören und fühlen lernte? Ich weiß es nicht.

Ich konnte nicht kauen. Das Apfelstück brannte auf meiner Zunge, und im Nu war mein Mund überflutet mit Spei-

chel. Doch auch schlucken konnte ich nicht, und so lief mir der Saft aus dem Mundwinkel, während sich mein Blick, von einer unüberwindbaren Kraft beherrscht, auf die Pupillen meines Vaters heftete. Es kam mir vor, als würde ich mit meinem Blick in ihn eindringen, in seine Augen stürzen und darin versinken. Ich taumelte, sank, umhüllt vom Geruch unzähliger Malvenstauden, eingetaucht in die Säure des grünen Apfels in meinem Mund. Silbern gleißte es vor meinen Augen, und als ich sie schloss, weil das Licht mich blendete, klangen aus der Ferne oder vielmehr einer unerreichbaren Tiefe herauf Töne einer Violine.

Ich sah meinen Vater beim Packen von Kisten. Hinter ihm, unnatürlich klein und wie schwebend über seiner linken Schulter, entdeckte ich einen Jungen. Er spielte; doch mein Vater lauschte dem Geräusch der Seiten nach, die er ordnete. Er war damit beschäftigt, Papiere aus Ordnern zu nehmen und zu winzigen Schnipseln zu zerreißen, Stoß um Stoß, Ordner um Ordner. Danach wandte er sich um und nahm Bücher aus einem Regal. Er verpackte sie sorgsam in Kisten, nicht ohne sie zuvor flüchtig durchblättert zu haben, vielleicht um sich zu vergewissern, dass keine Notizzettel mehr zwischen den Seiten steckten. Denn so viel war offensichtlich: Die Papiere in den Ordnern gehörten ihm. Oder vielmehr: Sie *hatten* ihm gehört, und er war gerade dabei, diesen Besitz aufzugeben und zu vernichten, was er auf all diesen Seiten einmal notiert haben mochte.

Die Bücher stapelte er in Kisten. Von unsichtbarer Hand wurde eine um die andere fortgetragen. Und schließlich stand er inmitten eines Schnipselhaufens in einem leeren Raum. Auch die Papierschnipsel lösten sich auf; und erst als

nur noch ganz wenige da waren, zwei Hände voll vielleicht, bückte er sich und sammelte sie auf. Er hielt sie, als hätte er Wasser aus einer Quelle geschöpft. Und damit ihm der kostbare Überrest seines Vernichtungsanfalls nicht durch die Finger rann, hob er ihn an die Lippen und leckte mit der Zunge daran. Er steckte sich die Schnipsel in den Mund und kaute, sehr langsam und sehr lange, und schluckte...

Wie ein zäher Schleim quälte sich die Masse durch seine Brust und formte sich in seinem Bauch zu einem Schlüssel. Er öffnete das Hemd, hob das Unterhemd und griff beherzt zu. Seine Finger bohrten sich durch die Haut. Er griff nach dem Schlüssel, zog ihn heraus und hielt ihn fest in seiner blutigen Hand. Das Loch in seinem Bauch schloss sich langsam. Ich hörte ein rasselndes Atmen, das nach und nach vom Klagen der Violine übertönt wurde. Und als die Wunde im Bauch meines Vaters sich wieder geschlossen hatte und nichts, kein Blut, nicht einmal eine Narbe daran erinnerte, dass er etwas aus sich herausgerissen hatte – da erschien eine schmale Frauenhand im Bild und griff nach dem Schlüssel. Da mein Vater ihn nicht losließ, streckte er sich, bis er schließlich zerriss. Aus einem Krug wurde Wasser über Hände gegossen. Die Geige verstummte.

Mein Vater wandte sich ab und zog einen Kaftan an, der offenbar neu war. Entschlossen wickelte er sich in den glänzenden schwarzen Stoff wie in einen Vorhang. Er schlang den Gürtel um die Hüften und zog ihn zu, ein wenig zu eng vielleicht, um frei atmen zu können, doch gerade fest genug, dass die Worte, die er gern gesprochen hätte, in ihm gefesselt blieben. Dann wurde es dunkel um ihn, nicht wirklich schwarz, nur dunkel.

Ich schmeckte noch immer den sauren Apfel, doch milder, als hätte ihn jemand in Honig getaucht. Es war still inmitten des schwarzen Raumes, bis eine Tür sich öffnete, die Tür des Elternzimmers, erst nur einen Spalt weit, dann ganz. Ich sah meinen Vater auf der Schwelle stehen. Dezemberlicht flutete von hinten über ihn hinweg. Er trat heraus aus dem Zimmer, schloss die Tür und griff in die Hosentasche nach seinem Schlüssel. Er zögerte, zitterte. Der Schlüssel fiel zu Boden, eine Handbreit vor der Schwelle. Doch mein Vater bückte sich nicht, um ihn aufzuheben.

Ich öffnete die Augen und ließ den Apfel fallen. Er plumpste auf die Malven herab, rollte ein Stück über den Tisch und fiel dumpf zu Boden. Mein Vater stand auf. Er kam herüber zu mir und nahm meinen Kopf zwischen seine großen Hände. Jetzt, ich wusste es, musste er das Urteil verkünden. Doch ich fürchtete mich nicht.

Amnon ben Yehuda, sagte er, und es war das erste und einzige Mal, dass er mich mit Namen und Vatersnamen ansprach: Auf der Jeschiwa kannst du nicht bleiben. Du kannst gar nicht hier bleiben. Ich werde Onkel Bollag in Zürich anrufen. Am besten wird sein, schloss er, wir schicken dich in die Schweiz.

Benjamin Steins literarischer Weblog: <http://turmsegler.net>

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2010 | Gesetzt aus der Dante MT bei
Fotosatz Amann | Druck und Bindung: Pustet, Regensburg | Gedruckt
auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier | (hergestellt aus chlorfrei
gebleichtem Zellstoff) | ISBN 978 3 406 59841 8

www.beck.de